

Die Neue Welt

Nr. 46

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von H. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

In Sandbaas ging es lustig her. Frau Babbu war ausgelassener als je. Nach dem Abendessen kam der Pjotter auf den Tisch. Die meisten der Herren waren bereits angezech. Mit einem gewissen Grauen sah Agestin Babbu Pjotter trinken. Später wurden Tische und Stühle weggerückt, der Sohn des Hauses spielte Ziehharmonika, und bald wirbelte Alles in einer ausgelassenen Polka herum, nach den herrlichen Tönen des „Siehst du wohl, da kommt er.“ Als dieser Tanz zu Ende war, forderte Babbu Peter Lie auf, mit ihr einen norwegischen „Springtanz“ aufzuführen. Babbu tanzte wie eine Bacchantin, ihre herausfordernden Blöke und Bewegungen elektrisirten den Tänzer so, daß er in einen feurigen Jüngling verwandelt zu sein schien. Er war wie in einem Taumel, seine hervorstehenden Augen schienen das verführerische Weib, das sich in den vollen Hüften wiegend rückwärts vor ihm tanzte, verschlingen zu wollen, und es sah fast aus, als ob das krause rothe Kopshaar Funken sprühte.

Agestin wandte sich unwillig ab und verließ das Zimmer. Auf dem Korridor brannte eine schläfrige Lampe, in der nicht genügend Petroleum zu sein schien, ein abscheulicher Qualm verpestete den engen, mit Mänteln, Pelzwerk und geschmierten Stiefeln vollgepfropften Raum. Nach einiger Mühe fand Agestin seine Mütze, er tappte in's Dunkle hinaus, schlenderte langsam über den Hofplatz und blickte zu den Sternen hinauf, die gerade so viel Licht spendeten, daß er den geschaufelsten Weg inmitten der lockeren Schneemassen erkennen konnte. Die kalte, reine Winterluft that ihm wohl nach dem Trubel da drinnen. Er konnte Babbu's Benehmen nicht begreifen; was er soeben von ihr gesehen hatte, that ihm von Herzen leid, und neben seinem Mitleid und Schmerz über die Kränkung, die sie durch ihn erfahren hatte, war da noch immer ein kleines aufwühlerisches Klopfen der Pulse, eine gewisse Unbefriedigung; die schöne Babbu hatte nicht umsonst an seiner Brust gehangen.

Wie dieser Peter Lie doch widerlich ausgesehen hatte! Und seine Frau, die magere Frau Leonore, was die für ein Gesicht dabei gemacht! Als wenn sie zu heiße Suppe gegessen hätte. . . . Aber dies mit Babbu, das war und blieb fatal. Wenn sie sich nur nicht aus Verzweiflung oder Rache diesem rothhaarigen Satyr, diesem ekelhaften Peter Lie, in die Arme werfen würde! Vor Agestin lag die Scheune wie ein schwarzes Ungeheuer, vom Giebel ragte eine hohe Stange in die Luft, an deren Ende eine Korngarbe für die kleinen Vögel befestigt war. Rechts lag der Pferdestall, der Dunst von schweißigen Pferden und geschmiertem Ledergeschirr erreichte ihn noch da, wo er stand, auf der aus Mastbäumen auf-

geführten, breiten Brücke, die zum Heuboden führte. Unter dieser Brücke an der Grundmauer entlang führte ein Viehweg. Dort unten leuchteten zwei helle phosphoreszirende Punkte, es mochte wohl eine Kage sein. Die Fenster der guten Stube drüben strahlten in die Nacht hinaus, und die schrillen Töne der Ziehharmonika schrien herausfordernd zu ihm herüber. Die Ziehharmonika! Wie brutal klang hier dieses Instrument, dessen Tönen er dort oben in seiner Heimath mit Behmuth und in stiller naiver Freude gelascht hatte! Der unermüdete Spielmann machte schließlich doch eine Pause. Es wurde ganz still. Agestin hörte nur vom Stall her das Stönen der Pferde, die ihren Hafer fraßen. Die Glocke an der Hausthür schlug an, und eine weibliche Gestalt trat heraus. Sie passirte einen Lichtstreif, der vom hell beleuchteten Zimmer sich hinter der Gardine auf den Hof hinaus stahl. Agestin hatte sofort Babbu erkannt und schlich sich dicht an die Wand der Scheune, die Kage flüchtete in großen Sprüngen. Hier war es ganz dunkel. Babbu schien, vom Licht geblendet, schwer den Weg finden zu können, während seine Augen, die sich allmählig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, alle Gegenstände des Hofes beim Licht der Sterne erkannten. Sie kam gerade auf ihn zu. Was konnte sie hier wollen? Hatte sie ihn am Ende gehen sehen und wollte sie ihn jetzt sprechen? . . . Sein Blut brannte wie im Fieber und seine Schläfen klopften. Jetzt blieb sie dicht vor ihm stehen. Sie schien sich wirklich nach Jemand umzusehen. Das konnte nur er sein. Die berauschende Nähe des verführerischen Weibes, nach dem er jetzt nur die Hand auszustrecken brauchte, um es ganz zu besitzen, die Erlebnisse des Abends, die ganze Stimmung, die pikante Situation, Alles wirkte auf seine Sinne ein. Er wollte schon die Hand nach ihr ausstrecken, da hörte er Schritte. Sie näherten sich, er sah eine männliche Gestalt um die Scheunenbrücke hervorkommen.

„Babbu!“ flüsterte es.

„Hier,“ erklang ihre Antwort dicht an seinem Ohr.

„Ich bin ganz geblendet, kann gar nichts sehen. . . . Wo bist Du?“

„Hier.“

Agestin hatte Peter Lie's Stimme erkannt. Er war es also, mit dem Babbu sich hier ein Rendezvous gab! Und er mußte gegen seinen Willen Zeuge sein. Oder sollte er seine Nähe verrathen? Das Letztere wäre jedenfalls das Anständigste. Doch ehe er sich entschließen konnte, aus seinem Versteck hervorzutreten, hatten ihre Lippen sich gefunden, die Satyrinnen und die Lippen der Bacchantin. O, wie es ihn anwiderte! Wie ein kaltes Sturzbad wirkte es auf sein fieberhaftes, verlangendes Blut. Jetzt

konnte er sich auch nicht mehr verrathen, er mußte ruhig warten, bis das Liebespaar geruhte, sich zu entfernen. Dies sollte auch sehr bald geschehen: Peter Lie flüsterte: „Komme, wir wollen gehen.“ Sie gab keine Antwort, er hörte aber ihre tappenden Schritte sich auf dem festgetretenen Schnee entfernen, und bald darauf krachte über seinem Kopf die Scheunenbrücke unter ihren Schritten.

Agestin athmete auf und stürzte davon. Fest war er kurirt. Er verlangte nur darnach, Ragnhild aus dieser Atmosphäre in's Freie zu bringen. Er sehnste sich darnach, das unverdorrene Mädchen an sich zu drücken. Er betrat wieder das Zimmer, in dem noch immer die Ziehharmonika schrie und kreischte. Ragnhild tanzte mit Arne Bing. Er setzte sich so weit vom Spielmann weg, wie es nur ging. Als der Tanz zu Ende war, nahm Ragnhild neben ihm Platz.

„Nun, mein Kind, amüßst Du Dich?“ fragte er und streichelte zärtlich ihr Haar.

„O ja. Wo warst Du so lange?“

„Ich war nur etwas auf den Hofplatz gegangen, um frische Luft zu schöpfen.“

„Wo ist Babbu?“

„Sie ist ebenfalls draußen und promenirt mit Peter Lie.“ — „Hast Du sie nicht gesprochen?“

„Nein, jetzt nicht, sie hat mich garnicht gesehen; aber vorhin, als ich ihr mit der Fackel half, habe ich sie gesprochen. Du mußt morgen Deinen Koffer packen. Ich werde den Alten auf Solhaug eine Depesche schicken, die sie auf Deine Ankunft vorbereitet. . . .“

Am nächsten Morgen ging Agestin zu der Stunde, wo er wußte, daß Herr und Frau Danielsen ihr erstes Frühstück einnahmen, zu ihnen in's Haus, machte eine höfliche Verbeugung wegen des frühen Besuches und gab als Grund dafür an, daß er soeben ein Telegramm von Ragnhild's Vater erhalten hätte, in dem dieser den bestimmten Wunsch aussprach, seine Tochter möchte mit dem ersten nach Norden gehenden Schiff Kristiania verlassen und nach Hause kommen. Frau Babbu's Hand zitterte, als sie ihrem Mann den Kaffee einschenkte. Herr Danielsen sah erst Agestin und dann seine Frau mit einem mißtrauischen Blick an. „So plötzlich?“ fragte er, „das Telegramm enthält doch wohl irgend einen Grund?“

„Nein, sonderbarer Weise nicht.“

„Das ist ja höchst merkwürdig,“ bemerkte Herr Danielsen mit einem kurzen, trockenen Lachen. Die Damen sagten beide kein Sterbenswort. Sie tranken ihren Kaffee, obgleich das Schlucken ihnen schwer genug wurde. Agestin sagte nach einer kurzen Pause: „O ja, es giebt so manches Sonderbare hier im Leben, Herr Großhändler.“

„Was meinen Sie mit dieser tief sinnigen Bemerkung, Herr Dichter? Neben Sie, bitte, nicht in Parabeln, mir machen Sie kein X für ein U vor. Meinen Sie nicht, daß ich aus der ganzen Art, wie Sie Ihren Depeschenbescheid vorbringen und noch vielmehr aus der verlegenen Art der Damen, mir zusammenreimen kann, daß es sich hier um eine bereits abgekartete Geschichte handelt, von der ich allein nichts wissen soll? Also heraus mit der Sprache, wenn ich bitten darf!“

Magnhild, die sich bis jetzt beherrschte, konnte ihre Gefühle nicht länger bemeistern. Sie führte ihr Taschentuch an die Augen und verließ eilig das Zimmer. Babbi saß unbeweglich und biß sich auf die Unterlippe. Sie war todtbleich, und ihr Blick hatte etwas unheimlich Starres bekommen. Plötzlich sank sie zurück gegen die Lehne, ihr Kopf fiel hintenüber, und die Arme glitten schlaff hinab. Sie war ohnmächtig geworden. —

Am nächsten Tage fuhr Magnhild als einziger weiblicher Passagier mit dem Dampfschiff „Kong Tryggve“ den Kristianiafjord hinaus.

Frau Babbi hatte sie an Bord gebracht. Die junge Frau sah sehr bleich und angegriffen aus. Als die Schiffsglocke zum dritten Male läutete, fiel sie Magnhild krampfhaft weinend um den Hals. Agestin und der Steuermann mußten die halb Besinnungslose über die Landungsbrücke an's Land bringen. —

XIX.

Sieben Monate sind vergangen. Es ist an einem dunklen Oktoberabend. Der Ullevoldsweg liegt da einsam und verlassen, nur hin und wieder von einer Gasöllampe spärlich beleuchtet. Der heftige Südwind, der seit einigen Tagen gleich einem Ungeheuer die Stadt heimgesucht, faust durch die Wipfel der Bäume, die jenseits der hohen Planke rechts vor der Straße stehen. Agestin ist nicht weit von der „Westre Alters Kirke“ in einer Gesellschaft gewesen. Er hat da Thee getrunken und zwei von seinen letzten Gedichten vorgelesen.

In dieser Gesellschaft war ein Fräulein Berner, — angenehme Erscheinung, zwar über die erste Jugend hinaus, aber „comme il faut“ bis in die Fingerspitzen ihrer langen Handschuhe. Sie erzählte von Frau Babbi, die Agestin seit sieben Monaten nicht gesehen, daß sie in dem letzten halben Jahr mit erstaunlicher Schnelligkeit die schiefe Ebene abwärts geglitten sei, die zur tiefsten Herabwürdigung des Weibes führt. Sie sei so weit gekommen, behauptete Fräulein Berner mit der Miene der strengen unanfechtbaren Tugend, daß keine anständige Dame sich in ihrer Gesellschaft zeigen dürfe. Diese Mittheilung über Babbi, die er einmal so hoch geschätzt hatte, that Agestin unendlich weh. Die schöne, heitere Babbi!

Es ist Mitternacht, Agestin friert in seinem dünnen Sommerpaletot. Ihm ist auf dem ganzen Wege kaum ein Mensch begegnet. Plötzlich hört er durch den Sturm den Hilfschrei eines Weibes und unmittelbar darauf drohende Männerstimmen. Sein Herz klopfte schneller, und er beschleunigt seine Schritte. Wieder ertönt der Schrei, aber diesmal viel heftiger; er stürmt vorwärts und entdeckt in geringer Entfernung hart an der Planke, an der er entlang geht, einen Sträuvel von drei Menschen, die in heftigen Ringen begriffen sind. Aus den verzweifelten Hilferufen des Weibes entnimmt Agestin, daß zwei Männer Gewalt gegen ein Weib anwenden wollen. Ohne sich lange zu besinnen, springt er hinzu und ergreift den Nächsten am Halsstragen, ein heftiger Ruck, und der Himmel liegt auf dem Rücken. In demselben Augenblick wendet sich der Andere gegen ihn, springt ihm an die Kehle und „schädelt“* ihn. Zum Glück hatte Agestin durch eine unwillkürliche Bewegung den Kopf zurückgeworfen. Der Stoß traf ihn darum nur abgeschwächt auf den rechten Nackenknochen. Im Nu hatte er seinen Gegner mit der linken Hand an der Gurgel gepackt und mit einem furchtbaren Faustschlag zu Boden gestreckt. Indessen war sein erster Gegner, ein bannlanger Kerl, wieder auf die Füße gekommen, und zwischen ihm und

Agestin entspann sich nun ein regulärer Faustkampf. Das Mädchen stand an die Planke gelehnt und sah zitternd vor Angst zu. In Agestin war etwas von dem streitbaren Geist des halbivilisirten Bergbewohners gefahren. Es war nicht mehr der in allen feinen Kreisen gern gesehene Dichter, es war Thormod Dalen's Sohn, ein Berserker, der elastisch in allen Gliedern wie ein Zirkusklohn und muthig wie ein alter Viking auf seine zwei Gegner losprüllte, mit einem Vergnügen, als wäre es seine Lieblingsbeschäftigung, und mit einem Nachdruck, als hätte er in diesen zwei Schuften die Bosheit der ganzen Welt unter seinen Fäusten. . .

Die Strolche sind fort, das Mädchen steht noch immer da, die großen, dunklen Augen unverwandt auf ihren Retter gerichtet. Sie ist mit jener sadenscheinigen Eleganz gekleidet, die den Nachtwandlerinnen eigen ist, die um das Geld und die Liebe der Passanten buhlen.

„Sind Sie stark! O, wie sind Sie stark!“
„Kennen Sie die Weiden?“ fragte er, ohne auf ihren bewundernden Ausruf zu achten.

„Nein.“
„Wollen Sie denn von dem Ueberfall nicht Anzeige machen?“

„Nein, das würde mir wenig nützen.“
„Wieso?“

„Ach! . . . Sie zuckte die Schultern, indem sie ihrer etwas in Unordnung gerathenen Toilette nachzuhelfen suchte. Unterdessen beobachtet er sie; ihm kommt dieses Gesichtsoval und das gewellte, kastanienbraune Haar so bekannt vor, aber er kann sich nicht darauf besinnen, wo er es früher gesehen hat. Eine Bewegung, die er unwillkürlich macht, muß von ihr mißverstanden worden sein; mit zitternder Stimme fleht sie ihn an: „Bitte, gehen Sie nicht von mir, die schrecklichen Menschen könnten wiederkommen.“

„Wo wohnen Sie?“
„In der Bjerregaardsgade, nicht weit von hier.“
„Gut, ich will Sie dorthin begleiten.“

Ein dankbarer Blick aus den schönen, tief liegenden Augen — und er wußte plötzlich, wo er das Mädchen früher gesehen hatte: Im Wagen neben Bastian Lange an demselben Abend, an dem er Babbi kennen gelernt hatte. Es ist dasselbe Gesicht, das er damals unter so ganz anderen Umständen vor sich gesehen, und doch ist es nicht dasselbe. Da, wo früher jugendlicher Uebermuth und Leichtsinns aus den jugendlichen Zügen lachten, zeigt sich jetzt ein unbeschreiblicher Zug von Kummer und ausgestandener Noth. Es mußte dem armen Mädchen in der Zwischenzeit sehr schlecht gegangen sein. Er entsinnt sich, welche Sympathie sie ihm damals eingestößt, und er wird begierig, ihr Schicksal kennen zu lernen. Es ist ihm auch so, als ob der Kampf, den er ihretwegen ausgefochten, ihm ein Anrecht auf ihr Vertrauen gäbe. Eine unbestimmte Ahnung, daß dieses bleiche, vor Angst bebende Wesen nicht umsonst in seinen Weg getreten sei, steigt in seiner Seele auf. Sie legt ihren Arm in den seinen und geht an seiner Seite den Ullevoldsweg hinab. In kurzen, abgerissenen Sätzen erzählt sie, wie das Ganze gekommen, daß sie eine Freundin besucht hatte und sich auf dem Wege nach Hause befand, als die beiden Männer ihr begegneten. Ein Frösteln durchfuhr sie bei der Erinnerung. Sie stützte sich schwer auf Agestin's Arm, und er fühlte, wie sie noch immer vor Angst und Erregung zitterte.

„Wissen Sie, daß wir uns schon früher gesehen haben?“ fragte sie plötzlich, und die dunklen Augen leuchteten auf mit dem seltsamen Glanz der Erinnerung.

„Ja, ich habe Sie einmal früher gesehen . . . neben Herrn Bastian Lange . . . in einem Wagen . . . Wissen Sie das auch noch?“

„O ja, ich erinnere mich sehr wohl. Ich habe Sie sofort erkannt.“

„Aber ich kenne Ihren Namen noch garnicht?“ Sie schwieg. . . „Wollen Sie mir Ihren Namen nicht sagen?“

„Lovisa Borg,“ flüsterte sie; die Dunkelheit hinderte ihn, zu sehen, wie ein brennendes Roth in ihr Gesicht stieg.

„Lovisa Borg?“ Ihm war, als hätte er den

Namen schon gehört, oder in der Zeitung gelesen. War das möglich? Eine unbestimmte Ahnung hielt ihn von einer Frage zurück. Es war wohl auch ein Irrthum. Als ob sie seine Gedanken errathen und ihn gern davon abbringen wollte, fing sie an: „Sie sind Augustinus Klöften, nicht wahr? . . . Sie haben mehrere Bücher geschrieben, die in den Zeitungen sehr gelobt worden sind. Ich habe auch etwas davon gelesen.“

„Wirklich?“ Sie gingen einige Schritte, dann begann er wieder: „Sind Sie noch immer mit diesem Bastian Lange befreundet?“ Sie kamen gerade an einer Gaslaterne vorbei, und Agestin sah bei deren Schein, wie ihr Gesicht sich in Zorn und Verachtung verzog, und wie ein Ausdruck des Hasses in ihren Augen aufloderte.

„Er ist schuld an meinem Unglück,“ flüsterte sie, „er hat mich zu dem gemacht, was ich bin.“

„O! Er war wohl ein etwas leichtsinniger Herr?“

„Er war ein Schuft!“

„Erzählen Sie mir, was er Ihnen angethan!“

„Ach nein! . . . Wozu?“

„Ich möchte es wissen!“ Es lag eine Bestimmtheit in dem Ton, die sie einschüchterte.

„Er hat mich zu einem Verbrechen getrieben,“ flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Zu einem Verbrechen?“

„O! . . . Eine herbe Bitterkeit lag in diesem

kleinen Wort, eine Bitterkeit, die von Enttäuschung, Groll und Schmerzen sprach. „Er hat mich so schändlich betrogen und im Stich gelassen, daß er, wenn nur etwas Gerechtigkeit in dieser Welt gewesen wäre, die anderthalb Jahre Zuchthaus, die ich feinewegen ausgestanden habe, mit mir hätte theilen müssen.“

„Zuchthaus? Haben Sie im Zuchthaus geessen?“

„Anderthalb Jahre, und er, der mich zu dem verhängnißvollen Schritt getrieben, den ich dort büßen mußte, er ist frei ausgegangen! O, ich könnte Ihnen eine haarsträubende Geschichte erzählen. . . . Aber wozu?“

In diesem Augenblick entsann er sich, wo er den Namen Lovisa Borg gelesen hatte. Er war ganz richtig in den Zeitungen gewesen und zwar in Verbindung mit einem Kindesmord. Er hatte sogar mit großem Interesse den darauf folgenden Strafprozeß verfolgt, der zu seiner sittlichen Enttäuschung mit der Freisprechung des treulosen Verführers endete, dessen Name während der Verhandlung nie öffentlich genannt worden war.

„Hier wohne ich.“ Lovisa war vor einem ärmlichen Hause stehen geblieben. „Besten Dank!“ Sie ergriff seine beiden Hände, die sie krampfhaft drückte, während die Thränen über ihre Wangen flossen. Agestin war von Mitleid mit diesem armen, gefallenen und vom Schicksal so grausam behandelten Mädchen tief ergriffen.

„Können Sie mir diese Geschichte nicht erzählen?“ fragte er. „Ich interessire mich für Sie und Ihr trauriges Geschick, und wenn ich etwas für Sie thun kann . . .“

„Ach, was sollten Sie für mich thun können? Mein Leben ist zerstört, daran ist nichts mehr zu retten.“ Der aufrichtige, tieftraurige Klang ihrer Stimme rührte ihn fast noch mehr als die trostlosen Worte.

„Sagen Sie das nicht,“ versuchte er zu trösten, „an jedem Menschenleben, und wenn es noch so tief in den Noth getreten, ist etwas zu retten. Gestatten Sie mir, Ihr Freund zu sein. Ich wäre ein schlechter Menschenkenner, wenn ich Sie für rettungslos verloren hielte. An Ihnen ist noch viel Gesundes und Gutes.“

Der unsichere Schein einer Gaslaterne, deren Licht im Sturme flatterte, fiel auf das Gesicht der Unglücklichen und zeigte ein wehmüthiges Lächeln: „O, wie Sie sich irren! . . . Aber ich will Ihnen gern meine traurige Geschichte erzählen, ich weiß nur nicht, wann und wo das geschehen sollte.“

„Wie wohnen Sie hier?“ Er zeigte fragend auf das niedrige, einstöckige Haus.

„Ich wohne allein.“ In die Wangen des gebrandmarkten jungen Weibes stieg eine leichte Schamröthe.

* Eine Spezialität der Kristiania-Lazarone, die wie Wälder den Schädel als Angriffswaffe benutzen.

„Ja . . . können wir nicht zu Ihnen gehen? Dann plaudern wir ein Stündchen . . . Sie erzählen mir die Geschichte, und nachher werden wir sehen, was zu machen ist.“

Sie beugte den Kopf in Demuth: „Ich bin es nicht werth.“

„Sie sind es werth, es ist meine volle Ueberzeugung!“ eiferte er. „Kommen Sie.“

Lovisa nahm einen Schlüssel aus der Tasche ihres Kleides und öffnete die Hausthür. Ein stockfinsterner Korridor, dessen dumpfige Luft sich ihnen schwer auf die Brust legte, nahm sie auf. Er fühlte, wie ihre Finger nach seiner Hand tasteten, dann wurde er einige Schritte an einer mit zerfetzten Tapeten beklebten Wand entlang geführt, sie öffnete eine Thür und trat in ein kleines Zimmer. Hier steckte sie eine Lampe an, die auf dem runden Tisch in der Mitte des Raumes stand. Dieser war recht klein, obgleich er zwei Fenster besaß, und so niedrig, daß Agestiu die Decke mit den Fingerspitzen erreichen konnte. Ein kleines Sopha, der runde, mit einer alten, grünen Plüschbede überhangene Tisch, einige Holzstühle, eine Kommode und in der einen Ecke des Zimmers ein großer Wandschirm; das war die ganze Einrichtung.

„Sie wohnen hier recht gemüthlich,“ sagte Agestiu und legte seinen Hut auf den runden Tisch. „Gehören die Möbel Ihnen?“

„Nein, Alles gehört der Wirthin.“ Sie sah sich um, als müßte sie das Zimmer erst einmal recht befehen. „So? Sie finden es wirklich einigermaßen wohnlich? Ich habe mich, offen gestanden, noch nie darum gekümmert.“

„Das wundert mich.“

„Das darf Sie doch nicht wundern! Seit jener Geschichte habe ich für nichts mehr auf der ganzen Welt Interesse gehabt. Mir ist zu Muthe gewesen, als hätte man mir alle edleren Theile herausgenommen. Ich komme mir vor wie eine leere Hülle, die dazu verdammt ist, eine Art thierischer Existenz weiter zu führen.“

„Thierisch? — Warum thierisch?“

„Nein, Sie haben Recht. Weshalb soll man die Thiere beschimpfen?“

Agestiu zuckte die Schultern: „Jedenfalls könnten Sie wohl einen passenderen Ausdruck finden.“

„Ich will lieber keinen Ausdruck suchen, die Sprache hat kein Wort, um das elende Dasein zu bezeichnen, das ich führe.“

„Nun, erzählen Sie! Ich setze mich derweil hier auf's Sopha.“

Sie stand am runden Tisch und schaute finstern drein. „Ja, wo soll ich beginnen? Gar zu unständlich wollen wir's auch nicht machen. . . . Ich habe eine gute Erziehung genossen. Meine Eltern starben früh, und ich war darauf angewiesen, mir selbst mein Brot zu verdienen und außerdem noch für meine vier Jahre jüngere Schwester zu sorgen. Das war nicht leicht. Ich bekam eine Stellung als Verkäuferin in einem Zigarrenladen in der Karl Johansgade und verdiente da gerade so viel, daß wir bei der größten Sparsamkeit einigermaßen auskommen konnten. Es dauerte aber nicht lange, da deutete mein Chef mir an, daß ich, wenn ich die Stellung behalten wollte, eine weit kostbarere und elegantere Toilette machen müßte, als es bei dem niedrigen Lohn möglich war, besonders da ich für Zwei zu sorgen hatte. Ich versuchte ihm das begreiflich zu machen, aber er schien dafür nur wenig Verständnis zu haben. Der Lohn, sagte er, wäre nun einmal nicht höher und vor Allen nicht darauf berechnet, daß Zwei davon leben sollten. Er blieb bei seinem Verlangen und ließ mich verstehen, daß es mir freistünde, mich nach einem anderen Platz umzusehen. Das wollte ich nun auch nicht gern, denn der Lohn, den ich da bekam, war verhältnißmäßig gut. Es blieb mir darum nichts Anderes übrig als Schulden zu machen, um meine Toilette so zu gestalten, wie man es von einer „Dame in meiner Stellung“ verlangte. Nun waren wir zwei Schwestern im Besitz eines Schatzes, eines Vermächtnisses unseres verstorbenen Vaters. Er war Schiffskapitän gewesen und hatte an der japanischen Küste mit eigener Lebensgefahr die ganze Mannschaft eines japanischen Schiffes ge-

rettet. Als Anerkennung für diese That erhielt er ein Jahr später von der japanischen Regierung eine sehr kostbare Bafe. Dieses Ehrengeschenk hatten wir immer als ein Heiligthum angesehen, und wir hatten uns versprochen, es nie zu veräußern, wenn uns nicht die bitterste Noth dazu zwänge. Nach langen Erwägungen schickten wir die Bafe auf das Leihant und bekamen hundert Kronen darauf geliehen. Diese Schuld hoffte ich durch nächtliche Näharbeit allmählig tilgen zu können. Das war aber nicht leicht, denn, wie Sie wohl wissen, werden die Zigarrenläden in der Karl Johansgade erst um elf Uhr in der Nacht geschlossen. Ich wohnte mit meiner Schwester in einer sehr beschickenen Dachstube auf Baalerengen. Wenn ich da ankam und nachdem wir das dürftige Abendbrot eingenommen hatten, das meine kleine Schwester für mich zubereitet hatte, war es schon Mitternacht. Jetzt fing also die Näherei an. Bertha, die damals dreizehn Jahre alt war, half mir so gut, wie sie es vermochte, aber das kleine Wurm hielt, wie Sie sich denken können, nicht lange aus.“

Lovisa Borg biß sich auf die Lippe und versuchte, die hervorbretenden Thränen zurückzudrängen. Es schien, als ob die Erwähnung ihrer kleinen Schwester ganz besonders schmerzliche Erinnerungen in ihr wachriefen. Agestiu bemerkte es und hielt die Frage, wo jetzt die Schwester sei, rücksichtsvoll zurück. Nach einigen Sekunden fuhr sie fort: „Es waren aber schöne, friedliche Augenblicke, diese paar nächtlichen Stunden, wo meine kleine Bertha und ich bei der Lampe saßen und um die Wette nähten, während der Theetopf auf dem kleinen eisernen Ofen gemüthlich summt. Aber, wie gesagt, lange hielt das Kind es nicht aus, während ich manchmal bis in den hellen Morgen da saß und nähte und nähte.“

Da kam eines Tages Bastian Lange in den Zigarrenladen. Er unterhielt sich etwas länger mit mir, als man unter ähnlichen Umständen sonst thut und — er kam am nächsten Tage wieder. Ich mochte ihn gern leiden und plauderte harmlos über alles Mögliche. Er kam am dritten Tage wieder, indem er behauptete, eine Sorte Zigarren bei uns gefunden zu haben, die ihm besonders gut schmeckte; und er zog den Detailverkauf vor, wie er sagte, weil er nicht nur die Entdeckung einer feinen Zigarre, sondern auch die eines „besonders feinen Mädchens“ gemacht hatte. Damit fing es an. Er wählte für seine Besuche mit großem Geschick die Stunde, wo der Laden am wenigsten besucht war, und blieb eine halbe Stunde, manchmal noch länger, um mit mir zu plaudern. Es gelang ihm, allmählig aus unseren harmlosen Gesprächen herauszuhorchen, daß meine ökonomische Lage eine bedrängte war und daß ich gegen Pfand eine Anleihe gemacht hatte. Eines schönen Tages, als ich nach beendetem Tagewerk todtmüde nach Hause komme und meiner Schwester gegenüber den sehnlichen Wunsch ausspreche, endlich einmal vor Mitternacht zu Bett gehen zu dürfen, öffnet sie stillschweigend den Schrank und zeigt triumphirend auf den japanischen Schatz, der wohlbehalten auf seinem alten Platz stand. Daneben lag ein Brief. Ich öffne ihn und finde — seine Karte! Sie können sich meine Freunde denken und meine Dankbarkeit gegen den Geber. . . . Nun . . . wie es nachher ging, können Sie sich vielleicht vorstellen. . . .“

„O ja,“ erwiderte Agestiu, „vom innigen Dankbarkeitsgefühl bis zur Liebe ist nur ein kurzer Schritt.“ Sein Blick hing mit verdoppeltem Interesse an dem bleichen Gesicht der Erzählerin, deren Augen im Widerschein der Erinnerung aufleuchteten, während die blassen Wangen einen schwachen, röthlichen Schimmer bekamen.

„Ja, ich war jung und unerfahren, darum erblickte ich keine anderen Motive für seine Wohlthat, als edle Regungen, darum nahm es mich für ihn ein. Ich fand es so rührend von einem jungen Studenten, der doch gewiß selbst sein Geld gebrauchen konnte, Menschen, die ihm doch so fern standen, ein so großes Geschenk zu machen. Und die ganze Art fand ich so taktvoll und vornehm.“

Agestiu zuckte die Schultern: „Routine.“

Sie nickte stumm, während ihre Mundwinkel sich herbe herabzogen.

„Aber so etwas ahnte ich nicht. Ich vergesse nie, welchen Schreck ich späterhin bekam, als er eines schönen Tages plötzlich innerhalb der Schranke stand und mich küssen wollte. Wie eine Ahnung stieg es da in mir auf, aber es war schon zu spät — ich liebte ihn. . . . Während dieser Zeit saß Bertha allein bei der Näharbeit. Aber es dauerte nicht lange, da fand Bastian, daß ich zu wenig Zeit für ihn übrig hätte, oder wie er sich ausdrückte, daß meine Arbeit zu lang und anstrengend sei, und auf seine Veranlassung kündigte ich meine Stelle in der Karl Johansgade. Das halbe Jahr, welches jetzt folgte, wurde mir ihm und der Liebe gewidmet. Zu der Zeit war es, daß ich Sie eines Abends auf der Straße traf. Bastian und ich hatten eine herrliche Wagenfahrt nach dem Frognersäter gemacht. Ich war eine kurze Zeit glücklich, bis es mir klar wurde, daß ich Mutter werden sollte. Was ich damals gelitten habe, kann und will ich Ihnen nicht schildern. Das Schlimmste war meine Schwester — das Verheimlichen und Lügen ihr gegenüber. Und dann, als das Unabänderliche nahte, da hat er, der Schuft, mich verlassen, da reiste er nach Paris, ohne mir seine Adresse dort zu sagen und ohne mir einen Pfennig zu hinterlassen. Wie ein gehegtes Wild bin ich in die Nacht hinausgeflüchtet, ich schleppte mich über Felder und nasse Wiesen, den Tod im Herzen und mit dem inbrünstigen Wunsche, daß ich sterben möchte. Zuletzt fiel ich hin, ohnmächtig vor Verzweiflung und Schmerz. Als ich mich in dem grauen Morgen Märztag nach Hause schleppte, sah ich zwei Bilder vor mir — o, so deutlich und so schrecklich: Das eine war die fragende Miene meiner Schwester, das andere — o!“ Sie schwieg und hielt sich die Hand vor die Augen.

„Außer mir vor Gewissensbissen wollte ich mich selbst demüthigen, aber der Gedanke an Bertha hielt mich zurück. Da hat eine Frau in der Nachbarschaft es gethan. Ich wurde vor Gericht gestellt und zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurtheilt.“

(Fortsetzung folgt.)

Rousseau und sein „Emil.“

Von H. Exier.

(Schluß.)

Gerade in dieser Zeit ging von einer französischen Akademie eine Preisaufgabe aus. Es wurde die Frage gestellt, ob die Wissenschaften und Künste den menschlichen Sitten genügt hätten. Dieses Thema mußte nothwendig einen mächtigen Eindruck auf Rousseau machen, und in einem Rausch von Begeisterung schrieb er eine Abhandlung, in der er die Frage mit einem entschiedenen „Nein“ beantwortete. Ein paar Jahre darauf vervollständigte er diese Abhandlung durch eine zweite, in der er ein ideales Bild des Lebens entwarf, wie es nach seiner Ansicht sein müßte. Er schilderte die großen Wälder, in denen die Menschen als Naturwesen gelebt hatten und in denen allein das Glück zu finden sei, weil man hier nie mehr wollte, als man vermochte, und nie mehr begehrte, als das gerade Gegenwärtige. Nach dem Erscheinen dieses Buches schrieb Voltaire an den Verfasser, daß er bei der Lektüre Lust verspürt hätte, auf allen Vieren herumzukriechen — wie ein anderes Thier. Indessen hätte er diese Kunst seit 60 Jahren vergessen und er wolle sie daher denen überlassen, die sie besser verstünden als er und Rousseau.

Unterdessen lebt Rousseau sich immer mehr und mehr in seine literarische Umgebung hinein. Aber auch in seinem Verhältnis zu den neuen Freunden spielt ihm seine Natur manchen Pöffen. Er gehört zu den Menschen, die so schwer zu behandeln sind, weil ihr Empfindungsleben und ihre Phantasie stets weit über die normale Grenze hinausgehen. Alles, was ihnen begegnet, nimmt für sie eine Größe an, die keineswegs der Wirklichkeit entspricht, und es ist daher sehr schwer, mit ihnen dauernd zusammen zu leben. Rousseau gewinnt neue Freunde und verläßt sie, er knüpft Liebesverhältnisse an und löst sie wieder.

Er zieht bei seinen Gönnern im Lande von Ort zu Ort, und sein Leben ist im Grunde ein unglückliches, weil er nirgends Ruhe finden kann. Mehr und mehr kommt es ihm zum Bewußtsein, daß es ihm nicht gegeben ist, unter Menschen zu wohnen. Inzwischen reist er als Schriftsteller heran, und es gehen Arbeiten von ihm aus, die ihren Einfluß bis heute nicht verloren haben.

Er wird zuerst Dichter und schreibt seinen großen Roman „Die neue Heloise“. Es ist das eine Erzählung in Briefen, deren erster Theil mit flammenden Worten die Macht der Leidenschaft über die Menschenseele schildert; es ist das hohe Lied der Jugend und Liebe, das er hier mit der ganzen Stärke des Selbsterlebens zum Klingen bringt. Der zweite Theil schildert dann die Ehe, in der das Glück gefunden wird, während die Leidenschaft abwärts in's Verderben führt. Es ist nicht mehr die flammende Leidenschaft des ersten Theils; es ist mehr wie eine Resignation, die mit sich und dem Leben abgerechnet hat, eine Tugendpredigt, die uns erzählt, wie die Fehltritte der Jugend gesühnt werden. Aber das Buch zeichnet sich durch einen dichterisch warmen Ausdruck des menschlichen Gefühlslebens aus; es führt den Natursinn wieder in die Dichtung ein und ruft dadurch Empfindungen wach, die der verlogenen und verknüpfelten Gesellschaft schon lange abhanden gekommen waren. Die Handlung läßt Rousseau an den Ufern des Genfer Sees entwickeln, also dort, wo er selbst seine Kindheit und erste Jugend verbrachte, und er malt die Landschaften mit so warmer Treue, daß der Leser sich bald wie heimisch fühlt an dem herrlichen blauen See, in dem sich Wälder und Büsche spiegeln. Es ist der Kultus des Gefühls, dem Rousseau sich in diesen beiden Büchern ergiebt, und gerade darum wirkte er so begeisternd auf seine Zeit; er repräsentirt sich als ein Fleisch gewordener Einspruch gegen die nüchterne verstandesmäßige Auffassung des Lebens, von der sein Jahrhundert beherrscht wurde. Es sind nicht ruhige, wohlüberlegte Worte, die er gebraucht; es ist ein mächtiger Gefühlsstrom, der sein ganzes Werk durchbraust. Er überzeugt uns nicht mit Gründen; er reißt fort und überredet.

Dann schreibt er ein anderes Buch, ein Buch von ganz entgegengelegtem Charakter, ein politisches Buch. Er ist 1 $\frac{1}{2}$ Jahre Gesandtschaftssekretär in Venedig gewesen und hat dort praktischen Stoff zur Beurtheilung politischer Verhältnisse gesammelt. Es ist sein Plan, eine große politische Abhandlung zu schreiben, und im Jahre 1762 läßt er vorläufig einen kleineren Theil derselben unter dem Titel „Der Gesellschaftsvertrag“ erscheinen. Die Gedanken, die er darin ausspricht, mußten eine eigenthümliche Disharmonie mit den bestehenden Zuständen bilden. Er geht auch hier wieder in jenes goldene Zeitalter der Menschheit zurück, von dem seine Phantasie so gerne träumt. Er denkt sich die Gesellschaft ursprünglich entstanden durch einen Vertrag, den die Bürger untereinander geschlossen haben. Straft dieses Vertrages haben Einzelne die Aufgabe der Leitung bekommen, um dadurch das Wohl der Gesamtheit zu fördern. Die Regierung ist nur eine Macht, die von der Gesellschaft der Bürger Einzelnen anvertraut ist und die darum auch jederzeit von der Volkshoheit wieder zurückgenommen werden kann. Man denke sich diese Auffassung in der Zeit des absoluten Königthums verkündet, das eine Mauer zwischen seiner „von Gottes Gnaden“ erhaltenen Macht und dem Volke zog, und man wird ermessen können, welche Kühnheit ihr zu Grunde liegt. Rousseau, der Bürger von Genf, entwickelt nun seine Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit und prägt jene Schlagworte, die später beim revolutionären Durchbruch 1789 eine so gewaltige Rolle spielten. Man kann in der That sagen, daß Rousseau die Formen — wohl gemerkt, die Formen — geschaffen hat, in denen sich nachher das französische Volk Freiheit und Sicherheit zu verschaffen suchte. Er, der menschenhüchlerische Trummer, hat die großen Massen in Bewegung gesetzt und das historische Leben in weit größerem Maße beeinflusst, als er selbst jemals ahnte.

Der „Gesellschaftsvertrag“ bildet auch sprachlich

einen Gegensatz zur „neuen Heloise“. Es ist hier der Versuch gemacht, alles knapp und kurz in Form der Abhandlung zu geben; es wird bewiesen, und man appellirt nicht an die Phantasie, sondern an die Begriffe. Das Buch blieb indessen immer ein Bruchstück.

Noch in demselben Jahre gab Rousseau das große Buch heraus, das sein Hauptwerk werden sollte. Es ist das seine Schrift von der Erziehung, die den Titel „Emil“ führt. Auch hier spürt man, daß Dichter und Dichter in einer Person vereinigt sind. Das Buch ist ein Roman, aber ein Roman ganz eigenthümlicher Art. Es stellt die Entwicklung eines jungen Menschen von seiner Geburt bis zum 25. Lebensjahre dar und zeigt, wie die Erziehung diese Entwicklung in rechter Weise unterstützen kann. Man hat dieses Buch „das Naturengelium der Erziehung“ genannt, und mit Recht, denn die Lösung des Buches, der Pulsschlag, der in jedem Satze klopft, sind die Worte, die auch an den Anfang des ganzen Werkes gestellt sind: „Laßt uns zur Natur zurückkehren! Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur hervorgeht, Alles entartet unter den Händen der Menschen.“ Das Buch ist also in seinem Grundgedanken eine scharfe Verurtheilung der entarteten Zivilisation, ein zornvoller Fluch des Lebens, in dem der Dichter zu athmen gezwungen war. Und doch ist es nicht seine Meinung, ein Buch zu schreiben, das in gar keiner Beziehung zum Leben stehen sollte. Ganz gewiß ist in einer Weise der Wilde sein Ideal, und von seiner Zeit schreibt sich die literarische Begeisterung für Indianer und ähnliche Volksstämme her. Aber an einer Stelle im „Emil“ sagt er selbst, daß es nicht ein Wilder der Wüste, sondern ein „Wilder der Stadt“ ist, den er erziehen will. In diesem Ausdruck sind mit einem Male der innere Widerspruch des Buches und sein realer Werth enthüllt. An Stelle eines lustigen Traumbildes wird es zu einem Bild, dessen einzelne Züge tiefe Bedeutung für das praktische Leben haben. Was heißt das, „ein Wilder in der Stadt“? Es heißt: mitten in einer zivilisirten Gesellschaft sich nicht unter die Formen beugen wollen, die einem diese Gesellschaft aufzwingt, sondern sie kraft seiner natürlichen Triebe und seiner Erkenntniß zu durchbrechen suchen. Das Buch ist also nicht eine Verurtheilung der Zivilisation, sondern einer Zivilisation, einer ganz scharf abgegrenzten und in ihrem Wesen bestimmten, nämlich derjenigen, in der Rousseau zu leben gezwungen war.

Die Gesellschaft, in der „Emil“ geboren wird, ist so durch und durch mit Krankheit befallen, daß er nicht in ihr erzogen werden kann. Rousseau läßt daher den Knaben gleich bei der Geburt auf's Land kommen, wo er mitten in der Natur lebt und keinen anderen Menschen um sich hat, als einen Hofmeister, der alle seine Schritte überwachen und leiten soll. Und dieser Hofmeister ist kein Anderer als Rousseau selbst, der sich hier in die Kleider eines Erziehers gesteckt hat, um uns das Geheimniß der Erziehung zu lehren. Er ist ein Wunder an Scharfsinn und Klugheit, und an ihm tritt der innere Gegensatz des Buches wiederum in Erscheinung. Bei aller Rückkehr zur Natur wird doch die Erziehung Emil's von einem hochgebildeten, beinahe allwissenden Pädagogen überwacht. Rousseau setzt eben an die Stelle der einen verworfenen Zivilisation eine andere, höher und besser entwickelte, keineswegs aber einen bloßen „Naturzustand“!

Emil also lebt nun auf dem Lande. Die natürliche Entwicklung soll ihm gesichert werden, indem er von allem Künstlichen und Gemachten fern gehalten wird. Er soll nicht vor der Zeit zu einem Wissen getrieben werden, das seinem Alter nicht entspricht. Er soll die Wissenschaften, sagt Rousseau, nicht lernen, er soll sie erfinden. Nur das bleibt im Kinde haften, was es sich aus erster Hand erworben hat, was es durch die eigenen Sinne wahrgenommen und mit dem eigenen Verstande bearbeitet hat. Die Kenntnisse aus zweiter Hand, die dem Kinde fertig, gleichsam auf dem Präsentirteller entgegengebracht werden, sind vollständig werthlos. Alles was Emil lernen soll, soll daher aus seinem eigenen

persönlichen Trieb entspringen. Die Bücher sollen in seiner Kindheit verbotene Waare sein. Die Kunst des Erziehens besteht darin, den Drang nach Kenntnissen und das Verständniß ihrer Nützlichkeit in dem Jüngling zu wecken. Als Emil z. B. lesen lernen soll, schlägt der Hofmeister folgendes Verfahren ein. Er geht von dem Grundsatz aus, daß es keinen Zweck haben kann, das Kind mit schwarzen Strähnenfüßen zu beschäftigen, deren Bedeutung es garnicht ahnt. Auf Anstiften des Hofmeisters bekommt Emil immer in gewissen Zwischenräumen einen Brief. Er öffnet ihn, aber da er nicht lesen kann, vergehen einige Tage, bevor er einen Menschen findet, der ihm die Bedeutung erschließen kann. Er sieht jetzt, daß die Briefe Einladungen zu Ausflügen, öffentlichen Festen, großen Mittagsgesellschaften usw. enthielten; aber gleichzeitig sieht er, daß die schönen Dinge ihm nun verloren sind, weil die bestimmte Zeit verstrichen ist. Er sieht jetzt den Nutzen des Lesens ein, und diese Erkenntniß spornt ihn zum Lernen an. „Ich bin überzeugt, sagt Rousseau, daß Emil mit zehn Jahren vollkommen wird lesen können, gerade weil ich so wenig Gewicht darauf lege, daß er es vor dem fünfzehnten lernen soll.“

Emil wird älter, aber noch hat er nichts aus der Geschichte erfahren. Und warum nicht? Weil, sagt Rousseau, die Erziehung sich nicht überhastet darf; weil man nie einen Drang befriedigen soll, ehe er wirklich voll entwickelt ist. Die Geschichte ist für Rousseau wie für das ganze 18. Jahrhundert eine große Sammlung von guten und bösen Beispielen, eine Reihe lebender Bilder zur Erklärung und Bestätigung des moralischen Gesetzbuches. Tugend und Pflicht aber sind Begriffe, die das Kind noch garnicht fassen kann, und wenn man von ihnen vorzeitig spricht, bewirkt man nur, daß sie für das ganze Leben leere Worte bleiben. Da das Kind also garnicht im Stande ist, an die Geschichte einen moralischen Maßstab anzulegen, muß dieser Unterrichtsgegenstand einem späteren Alter vorbehalten werden. An einem Beispiel zeigt Rousseau, welche Auffassung Kinder von der Geschichte haben. Er war einst in eine Mittagsgesellschaft geladen, in der sich das Gespräch um Alexander den Großen drehte und sein Heldennuth um die Wette gepriesen wurde. Zuletzt aber einigten sich Alle dahin, daß er seinem Arzt gegenüber sich doch am heldenmüthigsten gezeigt habe. Alexander nämlich erhielt, als er auf dem Krankenbette lag, einen Brief, der ihm seinen Arzt als einen Verräther bezeichnete; er aber nahm ruhig, indem er dem Arzte den Brief reichte, aus seiner Hand den Trank und leerte die Schaal in einem Zuge. Später am Nachmittag spazierte Rousseau mit einem sechs-jährigen Knaben im Garten, der ebenfalls am Tische gefessen und in die allgemeine Bewunderung Alexander's mit eingestimmt hatte. Schließlich aber bekam Rousseau den wahren Grund der kindlichen Alexanderbegeisterung heraus. Was der Kleine als Heldennuth bewunderte, war nämlich, daß Alexander — eine ganze Schaal Medizin auf einmal trinken konnte. — Erst wenn Emil in das Leben hintritt, soll er mit der Geschichte bekannt gemacht werden, um aus ihr die Lehren und Erfahrungen zu gewinnen, die ihn im Kampf mit der verderbten Gesellschaft führen sollen.

Bis jetzt ist der Jüngling ohne jede religiöse Einwirkung geblieben. In einem Hauptabschnitt seines Buches entwickelt Rousseau unter dem Titel „Bekanntnisse eines savoyischen Hülfspredigers“ seine religiösen Anschauungen. Mit einer malerischen Naturschilderung, einer Landschaft in Morgenbeleuchtung, hebt der Abschnitt an. Er kehrt zu den Eindrücken seines Jugendaufenthaltes in Italien und zu den Einwirkungen jenes jungen Adelsgeistlichen zurück. Er macht sich zum Wortführer einer Vernunftreligion, die die aus den Tiefen des Gefühls hervorbrechenden Mächte nicht übersehen und hindert. Wie er überhaupt ein Gefühlsmensch war, ist auch seine Religiosität ein warmes Bezaubertsein, eine innerliche Vertiefung, nur daß bei ihm sich die religiösen Empfindungen um Begriffe ranken, die seine Vernunft als wahr erkannt hat. Sein Jüngling wird seiner bestimmten Religion zugeführt. Seine Geisteskräfte sind entwickelt genug, um das eigenthümliche

Wesen der einzelnen Religionen zu erkennen. Er ist selbstständig; er mag wählen.

Zu der ganzen Erziehung hat Rousseau darauf

daß die der Geistesarbeit Geweihten zugleich ein Handwerk lernen sollten.* Und noch immer ist die Erziehung nicht beendet. Erst im Hafen darf der

schilbern, das geeignet ist, Emil glücklich zu machen, und in diesem Abschnitt legt Rousseau zugleich seine Gedanken über die Erziehung des weiblichen Ge-



Die Schmollenden. Nach dem Gemälde von A. Frind.

(Photographieverlag von Franz Hansfängl in München.)

geachtet, daß auch Emil's praktische Anlagen nicht vernachlässigt wurden. Er soll nicht nur von Vorurtheil und Aberglauben frei sein, er soll auch in dem Sinne frei sein, daß er überall in der Welt sich eine Existenz schaffen kann. Emil wird also zum Tischler erzogen, und damit nimmt Rousseau einen alten jüdischen Gedanken auf, der bestimmte,

Hofmeister seinen Bögling verlassen, und ein Mann ist nicht im Hafen, so lange er allein ist. Ein Theil des Buches wird nun geopfert, um das Wesen zu

* Bei dem affectirten und läppischen Abscheu, den gewisse Tugend-Literaten vor der „rohen“ Handarbeit an den Tag legen, ist es recht zeitgemäß, daran zu erinnern, wie ein großer Literat darüber gedacht hat. D. N.

schlechtes nieder. Im Wesentlichen soll das Weib nach denselben Grundriß wie der Mann erzogen werden. Ein Unterschied ist aber doch vorhanden. Wir wollen sehen.

In Genf steht oder hat wenigstens ein Denkmal zu Ehren Rousseau's gestanden. Man sieht ihn aufrecht stehen, während zu seinen Füßen ein Knabe

liegt, der sich einen Wagen hämmert. Rousseau hält den Knaben an einer Rosenkette fest und blickt väterlich auf ihn hinab. Seitlich am Körper Rousseau's hinauf steht ein Schild; auf dem Schild ist eine Szene aus dem altmodischen Schulleben eingegraben: Der Lehrer steht zornig mit erhobener Ruthe vor seinen unglücklichen Schülern. Der Schild ist aber mitten entzwei geborsten. Auf dem Sockel sieht man im Hintergrunde die öffentliche Meinung sitzen, mit einer Posaune in die Welt hinausblasend. Im Vordergrunde steht auf der einen Seite ein Vater mit seinem Sohn; sie kehren der öffentlichen Meinung den Rücken zu, und der Vater spricht augenscheinlich wie folgt zu seinem Sohne: „Das Posaunengetöse da hinten geht Dich nichts an; Du sollst darnach streben, etwas zu sein, gleichgültig, was Du dabei scheinen magst. Du sollst wie ein Mann handeln und Dich nicht um die Meinung der Welt bekümmern.“ Auf der anderen Seite steht eine Mutter mit ihrer Tochter, ihr Antlitz ist der öffentlichen Meinung zugewandt, und die Mutter prägt ihrem Kinde augenscheinlich ein, daß es für sie nicht gleichgültig ist, was sie scheint, daß sie nicht nur die Tugend, sondern auch den Schein der Tugend besitzen muß. Das ist der Unterschied, den Rousseau bei der Betrachtung der Geschlechter geltend macht. Im Uebrigen erfolgt ihre Erziehung nach denselben Prinzipien.

Emil heirathet seine Braut, und als der Augenblick nicht mehr fern ist, wo ihm Vaterfreunden bevorstehen, verläßt ihn der Hofmeister, und das Buch schließt. Wenn die junge Generation ein neues Geschlecht erziehen soll, muß ihre eigene Erziehung abgeschlossen sein. Der Hofmeister schließt mit einer Lobrede auf die großen Aufgaben des Vaters.

Das Buch, dessen Inhalt wir in kurzen Zügen kennen gelernt haben, wurde bei seinem Erscheinen eifrig gelesen. Rousseau mit seinem glühenden Gefühl und seiner glühenden Naturverehrung stand in seiner Zeit wie ein Zeichen, dem widersprochen wurde. Er war wie ein Advokat, der seinem Jahrhundert die Anklagen in's Gesicht schleudert. Durch die große Macht seiner Rede wirkte er so stark, daß es rings in Europa lebendig wurde. Die Erziehung hatte eine neue Grundlage bekommen. Es handelte sich hinfort nur darum, der natürlichen Entwicklung die hilflose Hand zu reichen. Man hatte plötzlich begriffen, daß das Kind Anspruch darauf erheben durfte, als — Kind behandelt zu werden. Bisher hatte man im Unterricht das Kind nur als einen erwachsenen Menschen im verkleinerten Maßstabe betrachtet, und man hatte ihm die gleiche Nahrung, nur in verminderten Portionen, gegeben. Jetzt aber hatte man Respekt bekommen, Respekt vor den Eigenthümlichkeiten der kindlichen Seele. Und darum mußte auch das alte System der Barbarei und Tyrannei einem milden und rücksichtsvollen Schulregiment weichen. Wenn man sich früher einer Schule näherte, konnte man schon lange vorher das Heulen und Schreien vernehmen. In der Schulstube sah man blutige Stühle der Ruthe umherliegen, und die Lehrer führten sorgfältig Buch darüber, wie viele Hunderttausende von Maulschellen sie ihren Schülern bereits gegeben hatten. Der alte Adam, die Natur im Kinde, sollte getödtet werden: das war die Lösung. Gegen diese ganze Auffassung hat Rousseau gestritten wie ein Apostel des Lichts und der Menschlichkeit. Nur wenn man zum Kind in der Sprache des Kindes redet, kann man es erziehen, ohne sein Glück zu zerstören, und Glück ist die Lust, die Kindern am wohlsten thut. Wenn heute das Kind sich nicht mehr wie ein verfolgtes Thier fühlt, das mit den Erwachsenen auf ewigem Kriegsfuß lebt, dann ist das nicht zum Wenigsten auf Rousseau zurückzuführen, dessen Stimme so mächtig war, daß sie sich Gehör verschaffte.

Er selbst allerdings fand für sein Werk nur schlechten Lohn. Der religiöse Theil seines Buches brachte ihn zwischen zwei Feinde. Die katholische Kirche verdamnte ihn wegen seines Unglaubens, und die Philosophen thaten ihn wegen seiner Gefühlschwärmerei in den Damm. Er mußte flüchten, denn das Parlament in Paris wollte ihn gefangen nehmen lassen. Sein Buch wurde vom Büttel verbrannt,

und als er in seine Vaterstadt floh, wurde er auch dort verjagt. Schließlich folgte er einer Einladung nach England zu dem Denker David Hume; aber sein krankhaftes Mißtrauen führt bald den Bruch herbei. Er kehrt nach Frankreich zurück. Immer mehr und mehr sinkt er in sich zusammen, immer mehr und mehr fühlt er, daß sein Nervenleben zerrüttet ist und daß er und die Menschen nichts mehr miteinander gemein haben. Er, der sich zum Verkünder der Menschenliebe gemacht hatte, sieht sich aus der Menschheit ausgestoßen. Als er, 66 Jahre alt, einmal von einem Spaziergang zurückkehrte, erlosch plötzlich sein Leben. Ob er eines natürlichen Todes gestorben oder ob er selbst Hand an sich gelegt, ist niemals aufgeklärt worden. —



Verfälschung der Seide durch Erschweren.

Von P. M. Grempe.

Nicht jede Erschwerung der Seide kann ohne Weiteres als eine betrügerische Verfälschung angesehen werden; soweit nämlich die äußerlich dünne Seidenfaser künstlich eine Volumenvergrößerung erfährt, um die Herstellung großer Webstücke zu ermöglichen oder zu erleichtern, kann die dadurch hervorgerufene Erschwerung des Stoffes nicht als Verfälschung betrachtet werden, da es sich hier nur um eine aus technischen Gründen gebotene Maßregel handelt. Da nun unsere kostbarste Gespinnstfaser nach Gewicht verkauft wird, so ist seit langer Zeit das Bestreben einzelner Fabrikanten darauf gerichtet gewesen, die Seide durch die verschiedensten Mittel zu erschweren. Lassen sich Beschwerden der Seide bis zu 40 und 50 Prozent aus den erwähnten Gründen noch rechtfertigen oder entschuldigen, so geht es doch entschieden zu weit, wenn dem Käufer „Seiden“stoffe verkauft werden, die nur 20 Prozent Seide und 80 Prozent künstliche Zufäse enthalten.

Die Seidenfaser begünstigt und erleichtert Verfälschungen durch Erschwerungen besonders dadurch, daß sie an Gewicht wie an Nanninhalt durch Aufnahme anderer Substanzen um das Zehnfache zunimmt und daß sie dauernd derartige Erschwerungen festhält. Es ist daher leicht, schwere Seidenstoffe herzustellen, und das Publikum, welches das Gewicht als ein Mittel zur Erkennung eines guten und reinen Stoffes glaubt betrachten zu dürfen, kauft mit besonderer Vorliebe „schwere Seiden“stoffe und trägt so unbewußt zu einem immer mehr steigenden Abfall künstlich erschwerter Seiden bei.

Jede Erschwerung dieser Textilfaser raubt ihr einen Theil ihrer guten Eigenschaften. Zur Erzielung erschwerter Seiden werden theils organische, theils anorganische Stoffe verwendet, mitunter gebraucht man auch Stoffe aus beiden Gruppen gleichzeitig. Am häufigsten kommen Gerbstoffe und Zucker, sowie eine größere Anzahl von Metallverbindungen für die künstliche Erschwerung der Seidenfaser zur Anwendung. Für Erschwerungen, welche 80 bis 100 Prozent übersteigen, nimmt man die Eigenschaften der Gerbstoffe zur Hilfe, mit Leimlösungen Niederschläge zu erzeugen. Die Gelatine allein liefert jedoch ein insofern ungünstiges Resultat, als das Tannin in zu großen Flocken auf die Faser ausgefällt wird und den „Griff“ — das eigenthümliche Gefühl beim Anfassen von Seide — derselben sehr stark beeinträchtigt. Da der zu erzielende Niederschlag in möglichst feiner und zertheilter Form entstehen und keine Klümpchen, sondern feste und kompakte Beschaffenheit besitzen soll, so wird die Gelatine erst in geeigneter Weise präparirt und dann durch ein zweckmäßiges Gerbverfahren leicht die Erschwerung der Seide bis über 100 Prozent erzielt. Die Faser erhält durch Gerbstofferschwerung mit natürlichen Extrakten einen unangenehmen, trüb gelblichen Ton; daher verwendet man für helle Farben Lösungen von gereinigter Gerbstoffe.

Die Erschwerung durch Zucker kommt ganz besonders für sehr helle Farbschattierungen in Anwendung. Die gefärbte Seide wird in einem Bade

aus Mohrzucker für helle und Traubenzucker oder Melasse für dunklere Schattierungen behandelt und weist dann eine Erschwerung bis zu 10 Prozent auf. Um die mit Zucker beladenen Seiden für Fliegen und Bienen möglichst wenig anlockend zu machen, wird dem Bade eine Abkochung von Bittersalz zugelegt. Da aber die reine Zuckerschwerung ziemlich kostspielig ist, wird meist eine um 50 bis 75 Prozent billigere Erschwerung durch Anwendung einer Mischung von Zucker mit Leim und Glaubersalz vorgezogen.

Von den Metallen werden seit jeher Baryum und Zinn zur künstlichen Erschwerung der Seide benutzt; in neuerer Zeit werden aber für diesen Zweck auch Antimon, Blei, Wismuth, Wolfram und Uran häufig verwandt. Mit Chlorzinn behandelte Seide wird beim Färbeln — und besonders am Lichte — leicht brüchig. Da nun eine dreimalige Wiederholung der Behandlung im Chlorzinnbade eine Erschwerung von 25 bis 30 Prozent, eine sechsmalige von 50 Prozent, eine siebenmalige von 75 Prozent, eine achtmalige von 80 bis 100 und eine zehnmalige sogar von 160 Prozent liefert, so hat das derartige „Seide“ kaufende Publikum doppelten Schaden. Mit Chlorzinn behandelte Seidenstoffe dürfen nicht den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt werden, da diese die Fasern in wenigen Stunden vollkommen brüchig und morsch machen können.

Für die Arbeiter ist die Behandlung der Seidenfaser mit Chlorzinn nicht ungefährlich. Abgesehen davon, daß wegen der nachtheiligen Einwirkung des Lichtes diese Arbeit in dunklen Räumen vorgenommen werden muß, können die Hände gegen die ägende Wirkung der Chlorzinnbäder nur durch Gummihandschuhe geschützt werden.

Um auch bereits abgekochte Seide noch beschweren zu können, wird Phosphat verwendet; man erreicht dadurch eine Gewichtszunahme bis 120 Prozent und eine vollständig weiße Seide, deren Glanz durch Behandlung im Phosphatbade noch bedeutend gesteigert werden kann. Die Festigkeit der Seidenfaser leidet nicht bedeutend.

Seide, durch Wismuth erschwert, nimmt bei drei Passagen 100 Prozent und bei der fünften Behandlung 150 Prozent Erschwerung auf. Wolframbeschwerung macht Seidenstoffe unverbrennlich und findet daher zur feuer sichereren Imprägnirung leichter Tüll- und Gazegewebe häufig Anwendung.

Mit Bleisalzen wird besonders Nähseide erschwert. Aus gesundheitlichen Gründen ist es daher rathsam, Nähseide, bei der man eine derartige Erschwerung annehmen muß, vor dem Gebrauch mit kochendem Wasser zu behandeln.

Verschiedene Metallsalze kommen bei der Erschwerung der Seide mit vegetabilischen Stoffen zur Verwendung, um das durch Einwirken von Schmarogerorganismen hervorgerufene Verschimmeln des Stoffes zu verhüten und so eine längere Haltbarkeit zu erzielen.

Außer den genannten Erschwerungen der Seidenfaser kommen noch die Gewichtszunahmen durch das Färben in Betracht; so läßt sich zum Beispiel ein Cordonnetschwarz durch siebenzehn Operationen um 500 Prozent erschweren.

Die hygroskopische Natur der Seide bewirkt, daß sie bis zu 30 Prozent Feuchtigkeit aufnehmen kann, ohne daß sie sich feucht oder naß anfühlt; daher könnte also ohne große Mühe die künstlich erschwerete Seide noch durch Sättigung mit Feuchtigkeit eine nicht unbedeutende Gewichtszunahme erhalten, wenn nicht jede Feuchtigkeit über 30 Prozent die Gefahr der Selbstentzündung heraufbeschwören würde. Schwarzgefärbte, beschwerte Seidenstoffe sind besonders gefährlich; haben doch Untersuchungen den Beweis geliefert, daß viele Brände von Lagerräumen auf die Selbstentzündung der aufgespeicherten Seidenballen zurückgeführt werden mußten. Lagern nämlich größere Mengen erschwerter Seiden in Haufen, so tritt die Einwirkung der Erschwerungsstoffe in Folge der eintretenden Erwärmung so stark hervor, daß eine Selbstentzündung stattfindet. Besonders die hocherwerteten, Metallsalze in großer Menge enthaltenden und stark mit Oelen und Fetten imprägnirten Seidengewebe (Couples, Cordons)

und Fantaisies) zeigen nach Silckermann's Untersuchungen große Neigung zur spontanen Entzündung. Im Interesse der Verkehrssicherheit werden seit dem Jahre 1893 infolge internationaler Uebereinkunft erschwerte Seiden als leichtentzündliche Stoffe betrachtet und kommen nur mit der Eisenbahn zur Beförderung, wenn sie in Kisten mit Abtheilungen und Trennungen durch Holzgitter verpackt sind.

Nicht immer kann ein Verbrennen der Seide mit heller Flamme beobachtet werden, häufig findet ein Verkohlen derselben langsam von innen nach außen hin statt; daher sind denn auch die äußeren Schichten eines beschwerten Seidenstoffes meist nicht im geringsten verändert; kommt man jedoch mehr nach innen, so zeigt sich die Faser immer mürber und brüchiger und ist endlich am Kern des Ballens gänzlich verkohlt und theilweise schon verascht. Ge-

langt nun Luft in genügender Menge hinzu, so tritt Glühen und Entzündung ein.

Beim Tragen bewähren sich anfänglich manche erschwerten Seidenstoffe sehr gut; doch schon nach wenigen Monaten zerfallen sie geradegu in Staub. Freilich, wenn man bedenkt, daß „Seidenstoffe“ bis zu 800 Prozent erschwert werden, daß also 900 Kilo Waare nur 100 Kilo Seide enthalten, so erscheint ein solches Verhalten der so angefertigten Präparate nur natürlich.

Wird eine Erschwerung von 80 Prozent vorgenommen, so erhält man eine Fülle des Fadens, die 150 bis 160 Prozent mehr ausgiebt, als eine nur auf 40 bis 50 Prozent erschwerte Seide. Da die Erschwerungssubstanzen nicht immer bis in das Innere der Faser eindringen, sondern häufig in Form eines Lackes nur oberflächlich an ihr haften,

so kommt es leicht vor, daß sich die spröde Masse an verschiedenen Stellen des Stoffes ablöst.

Vielfach wird der Färber für künstlich erschwerte Seide verantwortlich zu machen gesucht; die Färbereien in Orefeld haben sich dadurch veranlaßt gesehen, die Ausführung von Aufträgen, bei welchen es sich um höhere als 50- bis 60prozentige Erschwerungen handelt, entschieden abzulehnen.

Die Feststellung des Handelswerthes der Seide ist in Uebetracht der Fälschungen durch Erschweren, die sich nicht mehr aus Gründen der Fabrikations-technik rechtfertigen lassen, sehr wichtig, aber sehr umständlich und gewöhnlich nur von dem Fachmann durch eingehende chemische Untersuchungen ausführbar. Zum Nachweis von Beschwerden der Seide durch Metallsalze eignen sich Röntgen-Strahlen besonders gut. —

Der Bruder des einzigen Sohnes.

(Schluß)

Von Remirow-Danschenko. Aus dem Russischen von Th. Wolffohn.

Da liegt er nun, der rosigte Cherubim, der mich zu Grunde gerichtet und verspottet hatte. Aber warum schwand bei diesem Anblicke aller Haß aus meiner Seele? Keine Feindseligkeit, kein Haß mehr! . . . Wie ein Nebel umschwebte es mich, ich stand, als ob ich verzaubert wäre. Waren es die geheimnißvollen Mächte des Todes? Fort und fort schaute ich ihn an. Plötzlich flackerten die Kerzen, und es schien mir, als ob seine Wimpern zuckten, und sich die bleichen Lippen bewegten, als ob er etwas sagen wolle und nicht könne. Aus den halbgeschlossenen Augen leuchtete mir ein trauriger Blick entgegen.

„Geh' doch, geh' näher hin zu ihm“, bittet mein Vater.

Doch ich konnte es immer noch nicht über mich gewinnen. Gedanken umschwebten mich, die nichts Gemeinsames mehr mit meiner Rache hatten. Sie ließen keine Spur von ihr in mir übrig. Ich fühlte, daß jetzt alles Vorhergehende in mir vergessen sein mußte. . . .

Hier liegt Du nun! Was hast Du nicht Alles gethan? Betrogen, gehandelt, verführt, Menschen in's Verderben gestürzt. Wozu hast Du nun dies Alles gethan? Was hast Du nun erreicht? „Er hat eine Einrichtung nöthig“, das waren die Worte meines Vaters, an die ich mich erinnerte. — Diese Einrichtung, Du hattest sie! Aber wozu nützt sie Dir jetzt? . . . Nun wird man Dich ebensogut begraben, wie einstens mich. Wir bekommen Beide gleiche Gruben. Was nützt es Dir, daß Du mit großem Gepränge begraben wirst? Was nützt Dir der silberfarbene Sarg, den seines Gespinnst und Blumen ganz bedecken? Morgen wirst Du in einem eleganten Wagen, von theilnehmenden Freunden mit ernstern, traurigen Gesichtern, zu Grabe geleitet werden. Einer von ihnen wird sogar noch eine lange Rede halten. . . . Doch wirst Du Dich dann wohler fühlen als ich? Ich, den die Polizei eines Tages leblos auf der StraÙe oder an irgend einem Baume finden wird? Den man in einen schnell aus Tannenholz zusammengezimmerten Sarg wirft, den man dann mit einem Brette so zuschlägt, daß öfters ein Nagel den Körper trifft. . . . Dann hebt man den Sarg auf einen Karren. Rankend und fluchend setzt sich ein Mann darauf. Zum vollsten Galopp treibt der sein Pferd an, um mich dann in jene Reihe der Gräber hinunter zu werfen, wo, wie mir einst erklärt wurde, nur Findlinge begraben werden. . . . Ich und Du! Welch' scheinbarer Unterschied! Und doch ist unser Ziel, unser Ende das gleiche. Plötzlich ward es in meiner Seele ruhiger, ich dachte: Du gehst früher, ich später zu Grabe.

Ich fühlte nichts von Verzeihung, Veröhnung, um die mein Vater so dringend bat, in mir, doch auch keine Spur mehr von jenem HaÙe, der mir jetzt auch noch unzweckmäßig erschien.

Es wurde mir so traurig zu Rache. Es schien mir, als ob das Leben mit seinen fröhlichen und traurigen Stunden, den Zeiten der Arbeit und des Müßigganges, des Erfolges oder Mißerfolges —

als ob das Alles nur ein Traumbild sei; und diese Wuth, dieses thierische Streben nach Genuß auf Anderer Kosten ein Unsiim, für den sogar der Tod keine Erklärung zu geben vermag! —

Mechanisch nahte ich mich dem Sarge, erstieg die erste, dann die zweite Stufe. Doch ich mußte mich an dem Rand des Sarges festhalten, um nicht hinzufallen und ihn umzuwerfen.

Da wird ein schmutziger Fleck bleiben, wo Du den Sarg anfahst, fiel es mir ein. Wenn er jetzt erwachte, wird es ihm nicht seltsam vorkommen, daß ich ihn küÙe? Ist es denn nicht seltsam? Noch nie im Leben hatte ich dieses Glückskind geküÙt. Als Kind hatte er mich wohl lieb, doch ich war zu bedrückt, um mit derselben Münze zu zahlen. Jetzt legte ich seinen Bart glatt; er lag so zerzaust. Der Kragen war so fest zugezogen, daß sich vom Halße bis zum Ohr eine auffallende Falte in der Haut gebildet hatte. Wenn er noch lebte, wäre sein Gesicht gewiß ganz roth gewesen. Die Hände waren gelb wie bei einer Wachsfigur; und . . . mitten unter all' diesen schrecklichen Eindrücken erwachte in mir der Gedanke: Wozu werde ich nun leben? Wir waren ja für ein Bild geschaffen. Er war das Licht und ich — der Schatten. Jetzt bin ich ja vollständig unnöthig, ebensogut wie ein Bild ohne Licht keinen Werth hat. Mein Dasein ist ja unnüÙ. . . .

„Nun, geh' doch, nimm Abschied von ihm“, flüsterte mir mein Vater zu. Leise stieß er mich an die Schulter. Er schluchzte.

Schon hatte ich mich hingebückt und wollte ihn küssen, als ich zurückwich. Denn ein unsinniges Entsetzen hatte mich plötzlich erfaßt. Schien es mir doch, als ob mein Feind, mein Bruder, seine Augen geöffnet hätte, um den Augenblick zu erwarten, wo ich sein schon blau gewordenes Gesicht mit meinen Lippen berühren würde. Ich schalt mich selbst wegen dieser Phantasieen, blüÙte mich, schob seinen Schnurrbart zur Seite und küÙte ihn auf den Mund. . . .

O, wenn ich noch tausend Jahre leben sollte, nie würde ich den Augenblick dieses ersten und letzten Kusses vergessen! Tag und Nacht würde ich an ihn denken. . . .

Ich fühlte ein leichtes Berühren seines Schnurrbartes, die Kälte seiner zusammengepreßten Lippen und den Athem des Todes, welcher sich in meine Brust einschlich und in ihr blieb. Alsdann — meinetwegen können alle Aer: behaupten, daß es mir bei meiner Erregung nur so schien, und daß mein ganz mit Alkohol erfülltes Gehirn mir dies vorspiegelte, sie können sich diese Thatsache nicht erklären; daher sagen sie, daß es Lug und Trug und Einbildung sei. Alsdann — küÙte mich der Todte mit seinen weichen, zusammengedrückten Lippen wieder, und als ich meinen Kopf erheben wollte, zog er mich zu sich nieder. Selbstverständlich merkten alle Anwesenden davon nichts. Ihnen war es ja bequemer zu sagen, daß es mir schlimm geworden und ich mich deswegen nicht vom Sarge erheben konnte. Warum wurde mir denn schlimm? Weshalb denn?

Ihr könnt mir keine Antwort darauf geben. Ihr

sucht die Ursache in mir selbst, da sie außer mir in ihm sein mußte. Ihr sagt, es wäre unmöglich — so sagt auch, lieber Herr Doktor, daß dann in diesem Momente statt der Sonne Euer grauer Hut geschienen habe! . . .

Unmöglich! Wenn der Athem des Todten noch jetzt in mir ist! Ihr laßt und sagt, die Todten athmen nicht. Es ist ja möglich, daß er bis und nach meinem Kusse nicht athmete. Aber als ich ihn küÙte, als er mich nahe an sich zog, hauchte er mir mit seinem Athem Todesschrecken ein und Qualen, die endlos grauenhaft waren, so grauenhaft, daß ich sie garnicht zu schildern vermag. Er hatte mir Vater und Mutter, die Freunde der Kindheit, die Schule entrissen. Er hatte mir die geliebte Emille, die Möglichkeit eines bürgerlichen Glückes gestohlen. Dann nahm er mir meinen ehrlichen Namen, den ich nicht geerbt, sondern mir selbst erworben hatte, und warf ihn in den Schmutz. Er beraubte mich und warf mich Beschimpften auf die StraÙe, so daß ich gezwungen war, mich an irgend einem elenden Baun schlafen zu legen, so daß ein Hund es sogar besser als ich hatte. Und wie konnte er denn von dieser Welt scheiden und mich zurücklassen? Wie konnte er es thun? Antworten Sie mir, mein Herr, wäre denn das logisch? Er konnte mich nicht küssen, weil er todt, leblos war, sagt Ihr. Vielleicht hätte er es nicht thun sollen, aber er that es doch. Ja, er küÙte mich und ich werde es immer behaupten. Hier, in meiner Brust ruht das Gift seines Kusses. Es durchdringt alle meine Adern, geht wie ein Feuerstrom in meinem Körper herum und leckt wie lohende Flammen an meinem Gehirn. . . .

Hören Sie, wie es in meinen Puffen rollt. Es steigt zusammen mit dem Schweiß zur Haut hinaus, doch der Schweiß verdunstet und das Gift kehrt in meinen Körper zurück. Fühlen Sie denn nicht, wie ich mit demselben todtten Hauche athme, der sich von meinem Feind, meinem Bruder, in mich einschlich? Merken Sie nicht, daß meine Lippen gerade so, wie bei ihm im Sarge, zusammengepreßt sind. Ich bin jetzt ganz von ihm durchdrungen, so wie ein Schwamm, der in's Wasser geworfen wird, von dem Wasser. Ich fühle, daß mein Bruder nicht in jene Welt gehen wollte und daher zu mir überfiebte. Nun lebe ich ein Leben für zwei. Ihr meint, daß dies unmöglich sei. Veget doch Eure Hand auf mein Herz! Hören Sie nicht, wie es doppelt so schnell schlägt, wie bei jedem anderen Menschen? Einmal für mich, das andere Mal für ihn. Man muß ein Narr sein, um das nicht zu verstehen. Stehe ich denn jetzt vor Ihnen? Nein, nein: Er ist's, ich bin nur die Gestalt. Er hatte sie nöthig und nahm sie mir, um sie ebensogut wie auch alles andere mir Genommene nicht wieder zu geben. Wie soll ich Ihnen klar machen, wie überzeugen, daß dies Alles so ist? Ihr gießt mir kaltes Wasser über den Kopf und sehet nicht, wie der Dampf emporsteigt. Das ist er ja, der mich so mit Feuer erfüllt. Ich fühle doch, daß in mir Alles brennt und sich vor Eurem Wasser fürchtet.

Gestern stieg in meinem Körper eine Feueräule empor — soll das vielleicht auch Einbildung sein? —

Jetzt vergönnt er mir etwas Ruhe . . . Ich glaube nicht, daß er zur selben Zeit wie ich schläft. Wie könnte es sonst vorkommen, daß ich, wenn ich mich Abends zu Bett lege, Morgens mit der Hand das Gitter meines Fensters umklammernd erwache. Er gönnt mir selten Ruhe und dann suche ich sie zu benutzen. In diesem Augenblicke fühle ich mich ebenso wie vor seinem Krusse. In solchen freien Momenten schrieb ich dieses Tagebuch. Ich schrieb es für Sie, Herr Doktor, damit Sie sich endlich überzeugen sollen, daß, wenn es hier Wahnsinnige giebt, es die sind, die mich für solche Eimen halten. Alles, was ich hier geschrieben habe, ist reine, volle Wahrheit. Ihr wollt mich heilen; das ist ja eine Sache der Unmöglichkeit. Mich heilen kann man nur, wenn man ihn tödtet, und tödtet man ihn, so tödtet man auch mich. Wozu haben sie mich aus dem Flusse herausgezogen, in den ich mich geworfen hatte, um ihn zu ertränken? Ja — nur ihn. Selbstmörder war ich nie und halte solche für feige. Wozu befreiten sie mich aus der Schlinge, als ich ihn tödten wollte, indem ich mich an einer Schnur erhängte.

Deutlich erinnere ich mich noch, als ich sie mir um den Hals legte, da fühlte er es und fing an, in meinem Herzen zu weinen. Habe ich mich denn ertränken oder erhängen wollen? Glauben Sie, wenn ich das zu thun fähig gewesen wäre, daß ich es nicht schon früher gethan haben würde? Ja, er, der mir sein ganzes Leben über fremd war, lebt in mir, in meinem Körper fort . . .

Lesen Sie durch, was ich hier geschrieben habe. Sind das die irren Neben eines Wahnsinnigen? Habe ich denn irgendwo den Faden meiner Erlebnisse verloren? Habe ich Euch denn nicht Alles der Reihenfolge nach erzählt und klargelegt?

Jetzt muß ich aufhören, das Schreiben lassen . . . Ich fühle . . . er erwacht . . . Mit heißem Dampfe steigt er in meine Brust und sticht mit Feuer mein Gehirn . . . Feuer rinnt durch meine Adern . . . Jetzt bin ich nicht mehr ich . . . Ich . . . Ich bin jetzt er . . . O, laßt mich, laßt mich ihn doch tödten! Habt doch Erbarmen mit mir . . . Gebt mir doch etwas, womit ich ihn tödten kann . . . Irgend etwas . . . Vielleicht einen Nagel . . . Jetzt faßt er nach meinem Kopfe . . . da ist er . . . ich . . . Nein wir . . .

Diese Zeilen beenden das Tagebuch des Unglücklichen.

Die Bemerkungen des Irrenarztes, die bei diesem Schriftstücke gefunden wurden, lauten: „Ein hochinteressanter Fall! Noch nie habe ich einen solchen beobachtet. Sein Tagebuch las ich aufmerksam durch, dachte lange nach und war endlich ganz erstaunt über meine Schlussfolgerung: Er hatte offenbar die Seinigen nie gehaßt. Die Liebe war ein Bedürfnis dieser seltsamen Natur. Er liebte sie sein ganzes Leben lang, leidenschaftlich, schüchtern und verschanzierte sein edles Herz gegen diese Empfindung, indem er sich aus seiner so grausam verschüchterten Liebe heraus die Vorstellung bildete, daß er gegen sie nur einen unverföhnlichen Haß hege. Das kommt oft bei Denen vor, die unter ähnlichen Bedingungen aufwachsen. Die Offenbarungen der Liebe sind sehr verschieden. Wenn er sie, seiner Meinung nach, am unverföhnlichsten haßte, liebte er sie am stärksten. In einem seiner ruhigen Momente, wo sein zweites Ich schlief, fragte ich ihn, ob er für die Seinen die Liebe empfunden habe. Anfangs lächelte er nur, dann verzog sich sein Gesicht schmerzlich, er faßte sich an den Kopf und rief in einem herzerreißenden Tone: „Warum sollte ich sie denn lieben?“ —



Künstlerkernspruch.

Welch' Gegacker! Welch' Gemedeker!
Schriller Streit um die Geschmäcker.
Lah' sie meckern! Lah' sie gackern!
Wir woll'n unsern Acker ackern. —

Cito Julius Bierbaum.

Die Schmollenden. „Ja, natürlich, Du hast wieder Recht!“ — „Hab' ich auch.“ — „Du! Ich sage Dir nur so viel: Lange laß ich mir das nicht mehr gefallen!“ — „Dann laßt Du's bleiben. Mir ist's schon recht.“ — „Nun sei aber still!“ Und damit fuhr er herum auf seinem Stuhl, der dicht neben ihrem stand, und lehrte ihr gerade den Rücken zu. Die kurze Pfeife hatte viel zu leiden; er saute heftig an der Spitze herum und paffte, daß es eine Art hatte. Sie zuckte mit den Achseln und drehte sich mit einem kurzen „Pä!“ zur anderen Seite. So saßen sie eine ganze Weile; keines rührte sich. Erst tobten sie noch innerlich. Er: „So ein Mädel! Will mir jetzt schon den Pantoffel zeigen! Will sie schon kriegen — mach' ich ihr nicht bei Zeiten klar, wer Herr im Hause ist, kömmt' es ja schön werden! Aber das giebt's nicht . . .“ Sie: „Nützt Dir nichts, lieber Hans, wenn Du Dich auch noch so geberdest. Darin hat die Mutter Recht . . . Zwar ich kann das nicht ausstehen, wenn sie immer so viel herumpredigt, ich sollte nicht so vernarrt sein . . . aber das stimmt schon, wenn sie sagt, ich müßte mir ihn frühzeitig ziehen . . . Kommt' Du nur! Ich geh' nicht nach!“

Tiefe Stille. Ordentlich unheimlich. Er bekommt einen richtigen Schreck, als ihm das plötzlich auffällt. So eine Dummheit! Sitzt man da in der dumpyten Stube und zankt sich, und draußen ist das schönste Wetter . . . Was war denn nun eigentlich wieder los? So recht weiß er's schon nicht mehr. Er schielt ein wenig über die Schulter. Kein Laut, regungslos sitzt sie da. Er fährt noch einmal zurück; aber lange hält er es nicht mehr aus, er hat Alles vergessen und weiß nur nicht, wie er's anfangen soll. Jetzt kommt er wieder herum, zieht seine Pfeife aus dem Munde und giebt ihr mit dem Ellenbogen einen leinen Puff. Nützt nichts; sie thut, als habe sie nichts gemerkt; sie ist schon längst wieder gut, aber so leicht giebt sie ihren Triumph nicht fort; er muß er noch ein wenig zappeln! Da noch ein Puff, diesmal schon stärker! In ihrem Gesicht zuckt es, am liebsten möchte sie losplatzeln. Er ist schon ungeduldig. Ist sie wirklich böse? Aber er weiß es ja von früher her, so schlimm wird sie's nicht machen. Nur noch eine dritte, möglichst nachdrückliche Mahnung, und dann . . . Ja dann?!

Der Taubstummenunterricht befindet sich in Deutschland gegenwärtig in einer ersten Krise. Die Frage, wie der Unterricht der Taubstummen am besten zu gestalten ist, hat eine große Bedeutung; giebt es doch in Deutschland nicht weniger als 50000 Taubstumme. Besondere Anstalten für ihren Unterricht bestehen schon seit mehr als hundert Jahren. 1778 eröffnete Samuel Heinicke in Leipzig die erste deutsche Anstalt, nachdem der Abbé

de l'Épée bereits im Jahre 1760 in Paris den Anfang gemacht hatte. Von Anfang an standen aber beide Schulen in ihrer Methode in einem Gegensatz: die französische Schule bediente sich einer über die natürliche Mimik der Taubstummen hinausgehenden, künstlichen Geberdensprache, der Schriftsprache und des Handalphabets, bei dem die einzelnen Buchstaben, Silben usw. durch bestimmte Stellung und Haltung der Finger dargestellt werden; die deutsche Schule verwarf dagegen die Geberdensprache und bediente sich der Lautsprache in unmittelbarer Verbindung mit der Schriftsprache als der einzigen zum Denken mit klarem Bewußtsein führenden Lehrform. Diese Lautsprache wird dem Schüler dadurch beigebracht, daß der Lehrer den Schüler anhält, vor dem Spiegel dieselben Lippen-, Zungen- und Kieferbewegungen zu machen, die ihm der Lehrer vormacht, und daß er ferner beim Aussprechen eines Vokals die Hand des Schülers an seinen, des Lehrers Kehlkopf legt und ihn dann anhält, die Hand an den eigenen Kehlkopf zu legen und so lange zu probieren, bis er dieselbe Vibration fühlt, die er am Kehlkopf des Lehrers gefühlt hat.

Diese Methode ist in Deutschland bis jetzt die herrschende geblieben. Neuerdings aber werden heftige Angriffe gegen sie erhoben. Ein Breslauer Taubstummenlehrer, Heibstedt, hat sich eingehend mit der Frage beschäftigt und seine Resultate in einem größeren Werke „Der Taubstumme und seine Sprache“ und in einer Broschüre „Ein Nothjähre der Taubstummen“ veröffentlicht.

Die Lautsprache kann unmöglich das natürliche Ausdrucksmittel des Taubstummen sein, führt Heibstedt aus, denn die Welt der Töne ist für ihn gänzlich vorhanden. Seine Sprache ist vielmehr die Geberde. Die Ausdrucksmittel wählt der Mensch nicht willkürlich; weil der vollsinnige Mensch hört, darum empfindet er den Trieb, selbst hörbare Laute hervorzubringen, aus denen die Lautsprache erwächst. Dagegen existiren für den völlig Taubgeborenen die Töne nicht, er hat daher auch nicht den Trieb, Laute hervorzubringen. Sein eigener Schrei ist für ihn kein Laut, sondern eine starke Bewegung der Athmungsorgane. Für ihn ist deshalb nicht die Stimme, sondern die Miene und die Handbewegung, sowohl die von ihm selbst hervorbrachte wie die an Anderen gesehene, das natürliche Ausdrucks- und Verständigungsmittel. Schon bei Säuglingen tritt dieser Unterschied hervor: Das hörende Kind lallt und „blawwert“ offenbar zu seinem Vergnügen, und seine Stimme wird immer kräftiger und melodischer; das taube Kind hat einen schwachen, stumpfen und heiseren Schrei, es „blawwert“ nicht und macht dafür Grimassen und „wilbe“ Gliederbewegungen. Und so bleibt es das ganze Leben hindurch. Die Geberdensprache bleibt die dem Taubstummen angemessene, und für die Erziehung kommt es darauf an, daß ihm die Schrift sammt dem Buchdruck als fruchtbares Mittel der Verständigung und Belehrung erschlossen wird.

Es ist ein Unterschied zu machen zwischen den Stocktauben und Denen, die noch einen Rest des Gehörs bewahrt haben. Die ersteren machen in den Taubstummenanstalten etwa fünfzig Prozent aller Zöglinge aus. Bei ihnen ist jeder Versuch, sie durch die Lautsprache zu fördern, ergebnislos. Dagegen besitzen etwa fünfundsiebzig bis dreißig Prozent noch praktisch verwertbare Gehörreste. Für diese sowie für die Zöglinge, die erst im Verlauf der Schulzeit taub geworden sind, existirt die Welt der Töne, für die Letzteren wenigstens in der Erinnerung, für beide

hat also das Sprechen Sinn. Der Stocktaube aber kann von der Lautsprache so wenig eine Vorstellung gewinnen, wie der Blinde von der Farbe. Die Mundbewegungen, die er sieht, die Muskelspannungen, die er in den Sprechwerkzeugen hat, liefern ihm nur ungenaue und unzuverlässige Eindrücke. Es ist Zufall, wenn ein solcher Schüler beim Erlernen der Lautsprache nach langem Rathen und Probiren das Richtige trifft.

Aus diesen Erwägungen folgert Heibstedt, daß es völlig falsch ist, alle Taubstummen nach der reinen Lautmethode unterrichten zu wollen. Die einzelnen Schüler sind verschieden veranlagt, und je nach ihrer Begabung sind sie auch verschieden zu behandeln. Vor allem sind die völlig Taubstummen nicht mit dem Sprechen zu quälen. Am besten gestellt ist das Taubstummen-Unterrichtswesen in den Vereinigten Staaten, und hier wird in der weit überwiegenden Zahl der Schulen nach einem kombinirten System unterrichtet. —

Moleküle (Molekeln) und Atome. Die kleinsten Theilchen eines Stoffes, die in keiner Weise noch weiter getheilt werden können, heißen schon seit alter Zeit untheilbare oder Atome. In der modernen Chemie und Physik spricht man jedoch, wenn es sich um Bewegungen der kleinsten Theilchen handelt, weit öfter von den kleinsten Theilchen unter der Bezeichnung Moleküle anstatt Atome. Daher ist bei Vielen allmählig die Meinung entstanden, daß Atom und Molekül im Grunde dasselbe bedeuten, und hier eigentlich überflüssiger Weise zwei Worte für einen und denselben Begriff eingeführt seien. In Wahrheit aber verhält es sich durchaus nicht so. Die meisten Stoffe, Holz, Stein, Wasser u. sind keine chemischen Elemente, sondern Verbindungen, die aus Elementen oder Grundstoffen zusammengesetzt oder gebildet sind; so besteht z. B. Wasser aus den beiden von ihm durchaus verschiedenen Körpern Wasserstoff und Sauerstoff. Theilt man nun ein Quantum Wasser immer weiter, so kommt man schließlich auf das kleinste für sich bestehende Wassertheilchen, das Molekül Wasser. Aber auch dieses besteht noch aus Wasserstoff und Sauerstoff, und muß daher noch theilbar sein. Theilt man es jedoch, so wird man nun kein Wasser mehr haben, sondern das zertheilte und u die Atome zerfallende Molekül liefert nun theils Wasserstoffatome, theils Sauerstoffatome. Moleküle also sind die kleinsten für sich noch bestehenden Stücken eines Stoffes, Atome dagegen die untheilbaren Bestandtheile, die das Molekül zusammensetzen. Da die meisten uns umgebenden Körper ebenso wie das Wasser Verbindungen sind, so giebt es von ihnen keine Atome, sondern nur Moleküle. Ein Atom Wasser, ein Atom Glas usw. sind Begriffe, denen nichts Wirkliches entspricht, Begriffe, die einen Widerspruch in sich enthalten. Von all diesen Stoffen sind die kleinsten Theile Moleküle; diese Moleküle aber zerfallen in Atome von anderen Stoffen, eben den chemischen Elementen. Von diesen Elementen, z. B. Sauerstoff, Stickstoff, Kohle u. a. giebt es sowohl Moleküle als Atome; das Sauerstoffmolekül ist das kleinste für sich bestehende Theilchen Sauerstoff; es besteht aus Sauerstoffatomen, die jedoch niemals für sich bestehen, sondern sich miteinander zu Sauerstoffmolekülen, oder mit Atomen anderer Art zu Molekülen anderer Stoffe zusammenthun. —

Nachdruck des Inhalts verboten!